

Helligkeit im Zwielficht
Stimmen aus dem Zwischenraum
Sonja Dworzak

© 2026 Sonja Runtsch-Dworzak

Umschlaggestaltung und Buchsatz: Corinna Öhler, Buchschmiede
Lektorat / Korrektorat: Renate Jung

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin:
Buchschniede von Dataform Media GmbH
Julius-Raab-Straße 8, 2203 Großeborsdorf, Österreich

www.buchschniede.at – Folge deinem Buchgefühl!
Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
info@buchschniede.at

ISBN: 978-3-99192-646-7

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Die Cover-Illustration wurde von der Autorin mit Hilfe von AI generiert.
Layout, Umschlaggestaltung und Buchsatz von der Buchschmiede.

HELLIGKEIT IM
*Zwie
licht*

*Stimmen aus dem
Zwischenraum*

SONJA DWORZAK

INHALT

Prolog	9
Zwischenraum	9
TEIL I – KLANG UND ZEIT	11
Mozart 2.0 – Ankunft im 21. Jahrhundert	11
Symphonie für die Welt.....	17
Das Mysterium der Zauberflöte.....	19
Mein liebes Weibchen.....	21
Familienbegegnung.....	23
Die Magie der Klänge	26
Rock me Amadé.....	28
Klanglegenden von Salzburg	30
Begegnung der anderen Art	32
Symphonische Naturgewalt.....	34
Mozart Reloaded.....	36
Mozart ist überall – Epilog	38
Die Magie von Salzburg.....	40
Requiem.....	42
Klangvolles Geheimnis.....	43
Glücksmomente	44
TEIL II – AUGENBLICKE	45
Einmal hebt das Jetzt den Kopf	45
Die Tür.....	47
Zwielicht	48
Lass los die Sehnsucht	50
Morgen.Trance.Licht	51

TEIL III – VERGÄNGLICHKEIT	59
Lebensflimmern	59
Widerhall.....	65
Du bist mir nah	66
Schwellenzeit	68
Freundschaft, die sich verlor	69
 TEIL IV – RÜCKBLICK AUF DAS LEBEN	 76
Zellreste.....	76
Schwestern.....	77
Gelebte Leere.....	78
Goldenes Maturajubiläum	79
 TEIL V – ERINNERUNG UND STILLE	 86
Warten.....	86
Leises Wiederkehren	87
Nachklang.....	88
Ein Stück Erinnerung.....	89
 TEIL VI – NACHKLANG.....	 93
Das Klavierspiel.....	93
Vergangen	95
Ein kleines JA.....	96
Verbindung ohne Nähe.....	97
Türspaltlicht.....	110
 TEIL VII – CHOR DER ZEIT	 112
Frei.Sein.Minaturen	112
 EPILOG	 116
Damals.....	116
Erinnerung.....	117

VORWORT

Dieses Buch versammelt Stimmen aus Momenten des Übergangs.

Manchmal sind es Stimmen einzelner Menschen: Erinnerungen an Begegnungen, an Orte, an Zeiten, die sich verändert haben. Manchmal spricht eine Figur aus der Vergangenheit – wie Mozart, dessen Musik die Jahrhunderte überdauert und im heutigen Alltag plötzlich wieder hörbar wird. Und manchmal entsteht ein Chor, in dem viele Erfahrungen zusammenklingen.

Die Texte bewegen sich in Zwischenräumen: dort, wo das Vergangene noch spürbar ist und das Gegenwärtige noch keinen festen Namen hat. Gedichte halten Augenblicke fest, bevor sie verschwinden. Erzählungen folgen Spuren von Erinnerungen, die plötzlich wieder auftauchen. Manche Stimmen sind leise, andere fragen laut nach Freiheit, Wahrheit und Hoffnung.

Vielleicht lässt sich das Leben selbst so verstehen: als Folge von Momenten, die aufleuchten und wieder vergehen – wie ein Ton, der erklingt und als Nachklang im Gedächtnis bleibt.

Die Texte dieses Bandes laden dazu ein, diesen Nachklängen zu lauschen.

PROLOG

Zwischenraum

Du hast nicht gesagt,
Dass du gehst.
Du hast nur
Aufgehört zu antworten.

Vielleicht ist das
Die höflichste Form des Verschwindens.

Ich prüfe mein Telefon
Wie man eine Wunde prüft –
Ob sie noch da ist.

Es ist nichts passiert.
Kein Streit,
Kein letzter Satz,
An dem ich mich festhalten könnte.

Nur Stille,
Die behauptet,
Sie sei niemandes Schuld.

Ich frage mich,
Ob ich in deiner Erinnerung
Noch eine Rolle spiele
Oder nur Requisite bin,
Bereits abgebaut.

→

Man sagt,
Menschen wachsen auseinander.
Aber niemand sagt,
Wie leise das geschieht.

Vielleicht bin ich
Noch dieselbe.
Vielleicht war ich es nie.

Wer ich bin,
Wenn du nicht mehr antwortest,
Muss ich wohl neu erfinden.

Und das Merkwürdige ist:
Ich vermisse nicht nur dich.

Ich vermisse
Die, die ich war,
Solange du zurückschriebst.

TEIL I – KLANG UND ZEIT

(Kunst zwischen Vergangenheit und Gegenwart)

Mozart 2.0 – Ankunft im 21. Jahrhundert

Als hätte die Zeit selbst ihre Linearität verloren und einen Spalt in ihre eigene Ordnung gerissen, tritt aus dem Riss eine Gestalt hervor, die man dem Archiv des Vergangenen, dem Mythos des Vollendeten, der Endgültigkeit des Todes überlassen glaubte: Wolfgang Amadeus Mozart.

Es war das Jahr 1791.

Wolfgang Amadeus Mozart stand auf jener flackernden Schwelle, auf der sich schöpferischer Exzess und körperlicher Verfall berühren, wo Genie zugleich brennt und verzehrt wird. Doch anstatt – wie es die Geschichte will – in diesem Jahr zu sterben, biegt das Schicksal seltsam ab. Mozart fällt nicht ins Dunkel. Er stürzt – gleichsam entgleisend – durch die Zeit.

Vor wenigen Tagen, als Mozart im 21. Jahrhundert erwachte, war alles fremd und befremdlich für ihn. Er hatte das Jahr 1791 verlassen, voller Kreativität und Ideen, nur um in eine Zeit zu kommen, in der Smartphones, Tablets und moderne Kleidung die Straßen von Salzburg prägten. Sein erster Gedanke: »Das ist ja eine sonderbare Kleidung, die die Menschen hier tragen!« Er starrte auf Männer in merkwürdig geschnittenen Hosen, auf Frauen in knappen Kleidern, die mehr preisgaben, als sein anerzogener Anstand zu fassen vermochte. »Ich frage mich, ob sie überhaupt wissen, wie man eine Perücke ordentlich trägt«, murmelte er.

Ein Raunen geht um den Globus, ein ungläubiges Staunen in den Augen der Menschen: Der Tote lebt.

Mozart, ein Kind der höfischen Ordnung, steht nun im grellen Neonlicht einer Kultur, in der seine Musik nicht mehr bloß erklingt, sondern verwertet, reproduziert, remixt, algorithmisch analysiert wird. Seine einst intime Kunst droht zur globalen Ressource zu werden – skalierbar, optimierbar, konsumierbar. Doch die Zeiten haben sich gewandelt.

Wo einst Fürsten und Bischöfe als Mäzene auftraten, geben heute Sponsoren, Manager und Verträge den Ton an. Der Künstler muss verhandeln, bevor er träumen darf.

Der Zufall führt ihn durch die Gassen von Salzburg. Nie zuvor hat er so viele Gesichter gesehen, so viele Farben, so viele Sprachen. Menschen aus fernen Kontinenten bleiben vor Schaufenstern stehen, fotografieren Plakate – sein eigenes Porträt, vervielfältigt, gerahmt, vermarktet.

Plötzlich hält er im Gehen inne. Die Gasse, in die er spaziert ist, ruft Erinnerungen in ihm wach. Sie wirkt vertraut, er glaubt, bekannte Stimmen zu hören. Eine laute Menschenmenge steht vor dem Eingang eines gelb gestrichenen Hauses. Er blickt zur Fassade hoch und liest: Mozarts Geburtshaus. Als ob der Schleier des Vergessens von ihm weggezogen worden wäre, sieht er das Hagenauer Haus vor sich, in dem er mit seiner Familie im dritten Stock gewohnt hat. Die lärmende Touristengruppe, die um ihn herum Bilder schießt, nimmt er gar nicht mehr wahr. Vor seinem geistigen Auge erkennt er seinen Freund Kajetan Rupert, mit dem er viele Stunden verbracht hat. In seiner Vision glaubt er, die Gewürze der Hagenauerischen Spezereiwarenhandlung riechen zu können. Vorsichtig versucht er, durch die Menge hindurch einen Blick dorthin zu erhaschen. Doch statt der ihm bekannten Aufschrift steht »Spar« über dem Eingang. Langsam bewegt er sich zum Eingang des Hauses. Die Leute beginnen ihm auf die Nerven zu gehen, als er abrupt vor einem jungen Mann zu stehen kommt, der gekleidet ist wie er, nur dass es im 21. Jahrhundert ein barockes Kostüm ist, eine Maske seiner

selbst, lächelnd, posierend und Flyer verteilend. Die Szene mutet seltsam an, als sähe er sich im Spiegel des Zeitenwandels.

Mozart beobachtet die Gruppen, die vor dem engen Eingang stehen. Er lauscht den fremden Sprachen, ihrer Musik, ihrem geheimen Rhythmus.

Mandelförmige Augen, schwarzes Haar, jubelnde Stimmen, wenn seine alten Melodien erklingen.

Ihre Sprache klingt für ihn wie ein Gespräch zwischen Vögeln – flüchtig, hell, unbegreiflich schön. Sie verneigen sich höflich, lachen, bleiben stehen, machen Selfies, am liebsten mit einem jungen Mann, der aussieht wie Mozart – nur ohne Mozart zu sein.

Gedankenverloren geht der Echte weiter. Der Zufall oder etwas, das sich gern als solcher tarnt, führt ihn zu Rolando Villazón.

Mozart atmet auf: Endlich jemand, der nicht aussieht, als sei er einem mechanischen Jahrmarkt entsprungen. Rolando Villazón, Tenor, Enthusiast, Intendant der Salzburger Mozartwoche, gerät außer sich vor Freude. Inmitten einer Welt aus Displays, Selfies und digitalen Avataren wirkt Villazón beinahe anachronistisch menschlich. Begeistert, überströmend, pathetisch umarmt er Mozart. Überschwänglich drückt er ihn an sich, als hätte sich ein verlorener Sohn aus den Schatten der Jahrhunderte zurück in sein Leben verirrt. Sein verehrter Amadé – leibhaftig! In lebhaften Gedankenspielen sieht er sich schon mit ihm die Festspiele eröffnen, bei denen die Besucher aus der ganzen Welt den Atem anhalten.

»Mein lieber Herr«, ruft Mozart schließlich aus, »was für eine Haarpracht! Aber ... warum tragen Sie keine Perücke?«

Rolando lacht herzlich.

»Mein hochverehrter Wolfgang Amadé – wie sagte schon Ihr Landsmann Johann Nestroy: »Eine Perücke ist eine falsche Behauptung.«

Geduldig erklärt er ihm, dass sich Mode, Konventionen – ja selbst die Oper – gewandelt haben. Plötzlich ertönt ein Klingelton. Es ist ein Glockenspiel. Mozart schaut sich verwundert um, woher die Musik kommt. Er dreht den Kopf, springt im Kreis, schaut mal

nach oben, dann auf die Seite. Da verzieht sich sein Gesicht zu einem verzückten Lächeln. Was er hört, ist der Beginn von Papagenos Lied »Klinget, Glöckchen, klinget, bringt mein Weibchen her ...«

Als sei er E.T, der mit ausgestrecktem Finger zeigend »Nach Haus telefonieren« sagt, richtet er seinen Zeigefinger auf Rolandos Sakkotasche, der ein flaches, leuchtendes Rechteck aus der Tasche zieht. Rolando hält ihm das Display vor die Augen, auf dem zu lesen ist: »Anruf Mozarteum«. Perplex starrt Mozart auf dieses leuchtende Ding, das seinen Namen anzeigt.

»Das ist ein Telefon. Ein Handy«, erklärt Villazón dem verblüfften Mozart. »Damit kann ich mit anderen Menschen, die nicht neben mir stehen, sprechen. Früher wurden Schreiben von einem Ort zu anderen geschickt, heute drückt man auf den grünen Knopf mit dem Telefonzeichen, und schon ist es möglich zu kommunizieren.«

Verwundert streicht Mozart mit den Fingerkuppen über das Gerät.

»Es gibt noch mehr digitale Möglichkeiten«, fährt Villazón schmunzelnd fort, als er Mozarts Staunen erkennt. Er öffnet seine dunkelgraue Umhängetasche, die an seiner rechten Seite baumelt, und fischt ein etwa notenheftgroßes Ding heraus.

»Hier«, sagt er, »hierauf kann man schreiben, auch Noten.« Mozart betrachtet das Gerät wie ein Paradoxon.

»Auf ... Glas?« Die Verwirrung steht ihm ins Gesicht geschrieben. Er stellt sich vor, wie er im 18. Jahrhundert im Winter mit seinem warmen Atem das Fensterglas anhaucht und dann mit dem Finger ein paar Noten kritzelt – sehr zum Ärger seines Vaters, der es hasste, wenn Wolfgang Unfug trieb.

»Auf einem Tablet. Partituren brauchen kein Papier mehr«, antwortet Rolando.

Mozart blinzelt skeptisch, fast misstrauisch.

»Aber kann man darauf ein ordentliches Menuett schreiben?«

»Natürlich. Mit einem Notenschreibprogramm.«

»Einem ... was?«

»Einem Programm. Manche davon arbeiten mit künstlicher Intelligenz.«

Mozart erstarrt. Völlig überrascht, beinahe aus dem Gleichgewicht gebracht, stammelt er:

»Du meinst ... mein Genie steckt da drin?«

Rolando wiegt den Kopf.

»Sagen wir: Dein Werk lebt darin weiter. Es lernt von dir. Es wird studiert. Imitiert. Rekombiniert.«

Mozart schüttelt langsam den Kopf.

»Lernen ist doch keine Inspiration, kein Schaffensvorgang. Und Wiederholen ist kein Wunder. Ich will doch selbst komponieren, will meine Töne am Klavier kosten, verwerfen, neu erschaffen. Ich will hören, wie Sänger meine Musik riskieren. Wie sie scheitern dürfen. Wie ein Ton bebt, weil ein menschlicher Atem ihn trägt.«

»Das kannst du auch damit«, entgegnet Rolando ruhig.

»Aber nun können wir Stimmen transponieren, Klang konservieren, Fehler tilgen. Stell dir einmal vor, eine Arie ist zu hoch für eine Sängerin – wir können die Tonhöhe ändern, ohne eine einzige Note neu zu schreiben.«

Mozart runzelt die Stirn.

»Eine Perfektion ohne Gefahr des Scheiterns ist keine Kunst. Und damit schreiben? Unheimlich«, wendet Mozart ein.

Rolando lächelt und tippt auf sein Tablet.

»Jetzt hör zu!«

Er wäre nicht Villazón, würde er nicht spontan, ohne Anlass, einfach nur aus Leutseligkeit heraus, mitten auf der Straße oder sonst wo eine Arie schmettern. Er hebt an: »Dies Bildnis ist bezaubernd schön ...« In Sekundenschnelle versammeln sich um ihn herum Menschen, holen ihre Handys aus den Taschen und fotografieren. Manche drängen sich an Villazón und seinen sonderbar gekleideten Begleiter und wollen unbedingt Selfies machen. Villazón, gewohnt an diese joviale, beinahe aufdringliche Art von Touristen, lacht fröhlich, während Mozart verzweifelt versucht, auf Distanz zu gehen. Endlich ziehen die fremden Menschen ab und lassen die beiden Männer zurück. Es braucht einige Zeit, bis Mozart sich wieder gefasst hat.

Dann drückt Rolando auf einen Knopf, und seine Stimme erklingt erneut.

Lebendig, körperlos, reproduziert, entgrenzt vom Moment.

Mozart tritt einen Schritt zurück.

Schweigt. Minuten vergehen. Der Maestro fühlt sich, als sei er in einen Traum gefallen. Vergeblich versucht er zu verstehen, was Rolando ihm offenbart hat. Nach einigen Minuten der Fassungslosigkeit beugt er sich zu Rolando und flüstert:

»Vielleicht ... komponiere ich doch noch eine kleine Serenade. Für dieses seltsame Ding namens Tablet.« Und in seinen Augen funkelt es wie damals, wenn eine neue Melodie geboren wurde. In ihm wächst eine Vision wie eine Blume in der Sonne: eine Symphonie, die die Arme ausbreitet, die Menschen umarmt. Ein Werk, das Kulturen ineinanderfließen lässt – Klassik und Jazz, elektronische Pulsschläge, selbst Hip-Hop sollen darin atmen wie Stimmen in einem großen Chor.

Symphonie für die Welt

Melodien schwirren ihm durch den Kopf wie aufgeschreckte Vögel. Noten über Noten fließen in altvertrauter Manier auf das weiße Blatt – hastig, drängend, als fürchteten sie, sonst zu entgleiten. Doch die Eindrücke des 21. Jahrhunderts lasten schwer auf ihm. Zu viele Bilder. Zu viele Stimmen. Zu viel Lärm. Alles in ihm verlangt nach Ordnung, nach Klang, der das Chaos zähmt. Sie müssen geordnet werden, gebändigt, in Klang verwandelt. Mozart sehnt sich nach Raum. Nach Stille. Doch dort, wo er nun wohnt, gibt es weder das eine noch das andere.

Mit einem Stich im Herzen hat er erkannt, dass sein Geburtshaus ein Museum ist – ein Tempel der Erinnerung, überflutet von Kameras, Schritten, Stimmen. Er geht durch seine Stadt wie durch eine fremde. Alles ist dichter, lauter, enger geworden. Ein Genie braucht Weite, denkt er. Und Gönner. Und Menschen, die seine Launen ertragen wie das Wetter.

Im 21. Jahrhundert wundert sich kaum jemand über sonderbare Erscheinungen. So flaniert Mozart, gewandet im Stil des 18. Jahrhunderts, unbehellig am Großen Festspielhaus vorbei. Er verspürt Lust auf Kaffee und auf ein Stück Torte, so süß wie einst in Wien.

Im Café Tomaselli umarmt ihn der Duft von Röstung und Zucker. Auf einem Tisch liegt eine Zeitung. Zufällig – oder nicht – fällt sein Blick auf das Titelblatt. Ein bekanntes Gesicht: Rolando Villazón.

Etwas regt sich in ihm. Ein leiser Zug der Hoffnung. Ohne lange zu zögern, macht er sich auf den Weg zum Mozarteum, jenseits der Salzach, wo Villazón an diesem Abend auftreten soll. Er mischt sich unter das Publikum, unscheinbar, lauschend. Und als die Stimme erklingt – kraftvoll, glühend, durchzogen von jener Leidenschaft, die Mozart erkennt wie ein Echo seiner selbst. *Hier singt einer, der seine Musik versteht.*

Nach der Aufführung wagt er sich hinter die Kulissen. Hektik, Stimmen, eilende Gestalten. Und dann steht Villazón vor ihm –

mit einem Headset um den Hals, lächelnd, überrascht, beinahe ehrfürchtig.

Zwei Genies. Zwei Jahrhunderte. Ein Atemzug.

Villazón findet als Erster die Sprache wieder – wie sollte man auch schweigen, wenn einem ein Wunder gegenübersteht?

In ihrem Gespräch erfährt der Tenor von Mozarts sonderbarem Dasein zwischen den Zeiten, von seiner Suche, seinem Hunger nach Klang und Heimat. Und Villazón, dieser spielerische, leidenschaftliche Liebhaber der Musik, zögert nicht.

»Die Musik ist zeitlos«, sagt er leise. »Lass uns eine Symphonie schaffen, die größer ist als unsere Jahre. Eine, die die Welt umarmt.«

So beginnt eine Freundschaft. Noch zaghaft. Noch tastend. Doch voller Verheißung.

Gemeinsam erproben sie Klänge, in denen Klassik und Moderne einander berühren wie zwei Hände über einem Abgrund. Und während Salzburg weiter rauscht und pulsiert, wächst in Mozart eine Gewissheit: Diese Stadt mag ihm fremd geworden sein – seine Musik jedoch wird hier neu geboren.

Das Mysterium der Zauberflöte

Rolando Villazón und Wolfgang Amadé spazieren lachend und scherzend am Salzachufer entlang. Der Regen hat nachgelassen, und zarte Sonnenstrahlen kämpfen sich durch ziehende Wolken, als wollten sie der Welt verzeihen. Einheimische erkennen Villazón, grüßen ehrfürchtig und mustern den seltsam gekleideten Mann an seiner Seite mit leisem Staunen.

Da bleibt Villazón stehen, dreht sich zu Mozart. »Sag, Wolfgang Amadé – wie bist du auf die Idee gekommen, die Zauberflöte zu schreiben?«

Mozart lächelt und sieht Villazón verschmitzt an. »Lieber Rolando – das liegt über zwei Jahrhunderte zurück. Glaubst du wirklich, jede Flamme brennt ewig im Gedächtnis?«

»Ein Genie vergisst nie«, entgegnet Villazón mit dem Brustton der Überzeugung.

Sie gehen einige Schritte schweigend weiter. Dann beginnt Mozart zu sprechen.

»Ich war fünfunddreißig Jahre alt. Voller Elan. Voller Träume. Ich lebte in Wien, in einem Stadthaus nicht weit von der Oper, wo selbst die Luft nach Musik klang. Die Straßen schienen mir Takte vorzugeben, das Stimmengewirr wurde zur Ouvertüre meines Tages.

Eines Abends sprach mich ein Fremder an. Ein dunkler Umhang, ein Hut, der sein Gesicht im Schatten verbarg. Er nannte sich Antonius.

Er sagte, er kenne eine Quelle, aus der wahre Musik entspringe. Nicht Handwerk, sondern Offenbarung. Neugierig folgte ich ihm. An den Rand der Stadt. Zu einer alten Kapelle, die vom Moos überwuchert, vom Schweigen umklammert war.

Dort stand ein Klavier. Vergessen. Wartend.

Als ich die ersten Tasten anschlug, begann der Raum zu atmen. Licht brach durch Ritzen, Staub tanzte wie Sternenstaub, und ich

fühlte, wie die Musik nicht nur aus mir kam, sondern durch mich hindurch. Ich war nicht mehr Spieler. Ich war das Tor.

In jenen Nächten entstanden Gestalten in meinem Innern. Sarasastro, in dessen tiefen Tönen die Sonne aufging. Die Königin der Nacht, funkelnd, kalt, in Höhen, die schmerzten wie Schönheit.

Doch jeder Besuch forderte seinen Zoll. Meine Hände zitterten. Mein Atem wurde flach. Mein Körper widersprach dem Feuer in mir.

Als Antonius mir sagte, dass jede große Musik Opfer verlange, wusste ich: Nicht jedes Opfer darf gebracht werden.

Ich verließ die Kapelle. Und die Zauberflöte war geboren – aus Licht, aus Dunkelheit und aus dem Wissen um die Grenze.«

Mozart hält kurz inne. Sein Blick wirkt nach innen gekehrt.

»Bei der Uraufführung saß ich selbst am Fortepiano. Ich leitete die Musik, spürte jeden Einsatz, jeden Atem der Sänger – als hinge mein Herz an jedem Takt.«

Villazón bleibt stehen, legt Mozart lächelnd einen Arm um die Schultern. »Amadé, nie zuvor habe ich mich so in einen Komponisten verliebt wie in dich.«

Mozart erwidert leise: »Mon cher ami – wie gern hätte ich dich früher gekannt.«

Und über der Salzach flimmert für einen Augenblick etwas, das man kaum benennen kann: Vielleicht Erinnerung. Vielleicht Magie. Vielleicht Musik.